

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 256

Sonnabend, den 13. November

1920

Der Alp von Zerled.

Roman von
Aurt Mar'ens.

14. Fortsetzung.

Stachdruck verboten.

Sollte man schon von beginnender Untreue sprechen dürfen, wo ein Mann von Roderichs geistiger Beweglichkeit in einer der vielen noch unausgefüllten Kammern seines Herzens das Bild eines Mädchens aufstellte, das der ehelichen Liebe keinen Abbruch tat? Unrath der Gedächtnis treib ihn dazu, doch kein wandelbarer Flattersinn. Auch durfte er auch von dieser Reue seiner Frau, so wie er mit ihr stand, ruhig Redenschaft abgeben. Was er es nicht, dann freilich... aber ich so ste, er würde sich dazu entschließen, sobald er nur erst selber Klarheit darüber hatte und wußte, daß er die Zügel über seine Triebe in der Hand behielt.

Weniger geistig mit der Auffassung seines Einverständnisses mit Oia als eines ritterlichen Abenteuerers, das ihm Aussicht auf Reue verheißt. Was das auch nur geistig zu verstehen, so hatte es doch einen fatalen Beigeschmack von Selbstsucht und unbedenklichen Genüßertum. Solche Tage erinneren schon an das Gorgonenhaupt der Lebensjahren, die auf Zerled heimlich waren.

Und doch, wie sich muß es sein, dachte ich mir, wie im Anmerken zurücktend und beglückend, wenn eins dem andern immer näherdrückt, zwei Seelen unter Drängen und Überleben sich entgegenstellen, miteinander ringen und endlich ineinanderfließen. Mich, dem es von Natur bekennt war, einsam zu bleiben, nur von ferne anzubeten, weil kein Weib sich einem Schätzen anvertraut, sondern nur Männern von festem Fleisch und heilem, rotem Blut, mich erfüllte die Beobachtung von Roderichs aujüngelnden Glut mit einer unheimlichen Freude, die doch auch nicht frei von bestemmenden Mängeln war. Denn so manches Gefühl, das rein und edel in die Welt hinausstritt, wandelt sich im Bereich des Willens und der Ereignisse zum Bösen, nistet sich und erweist sich schließlich die Strafe seiner Trübsal. Davor blieb ich in jedem Fall behütet, und doch wie arm kam ich mir vor, daß all diese Gefahren verächtlich lächelnd an mir vorüberzogen!

Selbst Oia, der ich, schon weil sie eine von der Liebe war, nur das Schlimmste glaubte zutrauen zu dürfen, folgte zunächst wohl nur einem vernünftigen Ruf von oben her, doch wirkte ein verdienstliches Wert zu überbringen, wenn sie um Roderichs Seelenheil sich annahm. Daß die Stimmen aus ihr selber kamen und sich gleichgültig verstellten, um sie in Sicherheit zu wiegen, ahnte sie vielleicht noch weniger als der Fremde, der ihr an Erfahrungen auf diesem Gebiet überlegen war.

Freilich konnte man Oia unreifen, noch ganz in der Entwicklung begriffenen Lebensdrang keinen besseren Führer wünschen als Roderichs Heyd. Seine verständlichen Grundzüge, seine Überlegenheit, ja bis zu einem gewissen Grad nähere Nähe zur Auffassung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib mußten mächtig auf ihre besorglichen Köpfe wirken, hatten vielleicht sogar den Beruf, ihr im Fremden den Vater zu ersetzen.

Nach war sie ja unvorbehalten, ihre jugendliche Reuegrübe immer lauterhaftes Ziel. Wie so viele unter gesellschaftlicher Presse aufwachsende Kinder suchte sie dem Mangel an rechter Tracht dadurch abzuwehren, daß sie nach der Hand eines älteren Gefährten laßte, der sich die Mühe gab, auf ihr heimlichstes Empfinden liebevoll einzugehen und das Gute, das in jedem Menschen schlummert, zu erwecken.

Das kam mir so recht zum Bewußtsein, als ich Oia eines Abends allein in der Bibliothek vorfand, einem engen, mit Büchern bis an die Decke vollgestopften Raum des alten Gartenschlößchens.

Oia war außer mir die einzige Person, die diese Bücherkammer zuweilen betrat, wenn die Lust sie anwandte, in vergessenen französischen Romanen und Kupferstichwerken zu blättern. Dann rühte sie sich den von Worten zerfetzten Grobpatronen vor den Kamin, in dem sie sich eigenhändig ein Feuer anzündete, wählte Band auf Band und führte rings um sich her Stühle alter Schattellen auf.

An der nachlässig freudlich Art, mit der sie mir bei Eintritt die Hand über ihren Rücken entgegenstreckte, erkannte ich, daß sie meiner Ungeit wieder einmal wohlgeignt war. Sie blickte und reichte sich geschmeidig, wobei sie etwas von einem Schmurrenden, aus dem Halbfluch erwachenden Rhythmus hatte, und fragte unvermittelt: „Haben Sie Heyds gelesen?“

Bereitwillig erzählte ich ihr von dem letzten Besuch. Sie wollte wissen, wie ich Frau Karla gefunden hätte.

„Erzählherweise recht bei Stimmung,“ erwiderte ich, „sie war ausgeräumter als ihr Mann, der mir zum erstenmal nicht mit sich fertig zu werden scheint.“

Aufmerksam rühte sich Oia zurecht, fing sich an zu interessieren.

„Das ist ein gutes Zeichen für solch einen selbstgewissen Mann. Er soll nur merken, daß es noch höhere Dinge gibt als seine häusliche Begeglichkeit.“

„Gönnen Sie ihm die nicht?“

„Ich gönne ihm nicht seine stolze Indifferenz. Wir sind doch alle abhängig von festerlichen Wächtern über uns. Warum soll ihm das nicht einmal zu Gemüte geführt werden?“

„Es läge näher,“ sagte ich zu bemerken, „dies zunächst einmal den Ihrigen zu Gemüte zu führen.“

„Ach, die...“ meinte sie mit einem wegwerfenden „si“ geschimpft. „Was wäre auch mit meiner Mutter und den beiden stumpfen Brüdern anzufangen! Mögen sie weiter ihre stautigen Strahlen ziehen! Aber um Roderichs Heyd wäre es schade, wenn er sich nicht auf sich selbst besänne. Mich hat er es gelehrt, nun soll er es selber lernen.“

„Ich freue mich, zu hören, Baronesse, daß er einen günstigen Einfluß auf Sie hat.“

„Wie man's nimmt. Jedenfalls ruft er mir manchmal das Andenken an meinen verstorbenen Vater wach, das heißt ich finde mir das wohl nur ein. Roderichs Heyd hat für mich gottlos so gar nichts Väterliches. Aber was ich an meinem Vater verehere, das könnte ich später vielleicht einmal an ihm wiederfinden.“

„Und was wäre das?“

„Es antwortete nicht, sondern warf nur halb sinnend, halb in Verlegenheit ein neues Buchenspielt in die Glut. Nach einer Weile sagte sie leise und fast demütig: „Man müßte genau wissen, was man sich selbst eigentlich schuldig ist.“

„Ach, Santheit und Strenge,“ sagte ich eindringlich, „damit man den anderen seinen Sünden zu tut.“

„Tue ich das? Glauben Sie, daß ich absichtlich jemand schaden könnte?“

„Absichtlich wohl nicht, aber aus Nichtachtung fremder Rechte.“

Wieder schüttelte sie und rührte sich nicht.

„Ich stand vor ihr, den Arm aus dem Kaminjims gestützt. Da fiel mir auf, wie seltsam sich die Flamme in ihren Augenpiegelte. Ein wunderbarer, sanft staltlicher Aus-

zuerst annehmen, da, wie die Touristen versichert, das für die verdienstliche Folgen herbeizuführen zeugnet sei. Nachdem das Verhältnis ein paar Tage bestanden hatte, blieb plötzlich die Tourlette bei einem verabredeten Stillsitzen aus. Der um sein Scherflein gehende Liebhaber ließ trotz seines feierlichen Versprechens, die Künstlerin im Theater nicht zu besuchen, schnurstracks in das Soe!-Cafeingang und geigte auch glücklich in die Garderobe der Künstlerin. „Sie waren niemals so schön,“ begrüßte er die Verblüffte, „und wenn ich noch nicht verriet wäre, so wäre ich es unweigerlich heute geworden.“ Die Mollere war sprachlos. Da der Mollere sich nicht entfernte, so begann sie ruhig, sich umzusetzen, in der Hoffnung, daß er diesen Wind mit dem Jaunpfeil verziehen würde. Aber weit entfernt davon, fragte der Liebhaber, weshalb sie nicht zum verabredeten Stillsitzen gekommen sei. Da er wieder keine Antwort erhielt, so wurde er heftig und erging sich schließlich in Einzelheiten über ihr intimes Verhältnis, was die empörte Dame zu der Bemerkung veranlaßte, daß sie von der ganzen Geschichte kein Wort verhehle. „Himmlicher Baser,“ schrie der Provinzial, „weil eigene Eitelkeit gehört dazu,“ sich, nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, an nichts mehr erinnern zu wollen! Um das fertig zu bringen, muß man schon eine ganz ausgeleierte Dornse sein.“ Die Mollere sprach entsetzt auf und wollte Verach über die Dornse geben. Der Provinzial ließ sich nicht durch den Schlag und ließ ihr feinerleis das Collier vom Hals, das wertvollste Schmuckstück auffallend dem glücklichen Mann den Hals herabgerissen hatte. Die Mollere freilachte und rief durch ihr Geschrei die Wachen herbei, die den mühen Provinzialen packten und ins Gefängnis schleppten.

Am folgenden Tage sprach ganz Paris von der Geschichte, die dem Gatten allein unbekannt geblieben war. Die Mollere strengte gegen ihren Angreifer die Verleumdungsgesetze an, und die Unternehmung wurde eingestellt. Man vernahm den Juwelier, der Verach das Collier verkauft hatte, und dieser erkannte auch in Frau Mollere die Dame wieder, die Verach in seinen Tagen geküßt hatte. Darauf wollte die kampflustige Mollere auch den Jungen ohrenschellen. Sie wurde mit Mühe zurückgehalten. Inzwischen war es der Polizei gelungen, die Leubog aufzufahren, und die Sache fand jetzt endlich eine Klärung, die die Mollere halbwegs wieder beruhigte. Man verhaftete, zur lebhaften Genugtuung der ersten Frau Mollere, ihre Doppelgängerin, die dann mit Hilfe der Vermittlerin Leubog vor dem Hotel Suenegaud zum Gaubium der guten Pariser an den Pranger gestellt wurden.

Bunte Zeitung.

Wäre, das beste Haarwuchsmittel. Die Polarländer sind das Paradies der Kästchen! Darin spielen die Beobachtungen, die der bekannte Polarforscher Sir Ernest Shackleton auf seinen Südpolar-Expeditionen gemacht hat. Er stellte fest, daß einige der Teilnehmer, die bei der Antarktis nur einen äußerst spärlichen Haarwuchs besaßen, schon kurze Zeit, nachdem sie in der Polarregion weilten, sich eines prächtigen Haarwuchses erfreuen konnten. Dabei war das neue Haar von einer Beschaffenheit, die das Entzünden eines jeden Haarfortsatzes erregt haben würde: dicht, kräftig, glänzend. Wobei es die Beobachtung, daß Kästchen das beste Haarwuchsmittel ist, schon früher gemacht worden sein. So ist es bekannt, daß Leute, die in Kühlräumen arbeiten oder sich dort längere Zeit aufhalten, nie an Kahlköpfigkeit leiden, sondern den prächtigsten Haarwuchs besitzen. Auch die Tierwelt der Polarregion rühmt sich ja des dichtesten und schönsten Haarwuchses, was den Schluss zulaßt, daß die Temperatur in diesen Gegenden dem Haarwuchs sehr zuträglich ist. Sobald aber Polarländer in Gegenden mit wärmerem Klima gebracht werden, wird ihr Haar lichter. Warum sollten nun diese Temperaturunterschiede nicht in gleichem Maße auch den Haarwuchs des Menschen beeinflussen? Man kann also die Beobachtung Shackletons als wahr unterstellen, und darum ergehe an alle Kahlköpfigen oder solche, die es zu werden drohen, der Rat: „Auf in die Polarregion!“

Eine gefährliche Stelle an Deutschlands Grenze. Der Ueberwachung unserer Grenzen, die den Grenzschmuggel wie überhaupt jede Verschleppung schädlichen Gutes so sorgfältig zu verhindern sucht, könnte gelegentlich ein Schnittpunkt gefährlich werden, wie es im spannenden Detektivfilm nicht beschlaffender dargestellt werden könnte. Denn man hört und liest: die deutsche Grenze hat an einer Stelle ein Loch, und zwar ein ganz geheimnisvolles großes

Loch. Frage dem preussisch-holländischen Grenzstecken Derogenerath liegt die uralte Abtei Klosterroth, die eine gewisse Bekanntheit dadurch erlangt hat, daß ihre Mönche die ersten waren, die den Steinzeilenbergbau in Europa betrieben — die ersten Bergrichter hieher nennen das Jahr 1113 — und zugleich die ersten, die den Wert der Steinzeile als Holzmaterial erkannten und ausgenutzt haben. Bis zum Jahre 1816 gehörte das ganze Gebiet um Derogenerath zur holländischen Provinz Limburg, erst von da an wurde es deutscher Besitz; bei dieser Teilung wurden jedoch, wie Wittenbach berichtet, die unterirdischen Kohlenzeugschächte, die das Grenzgebiet durchzogen, nicht in Betracht gezogen, so daß nun ein Teil dieser etwa 210 Meter tiefen Schächte in deutschem Boden liegt. Der holländische Staat ist aber nun mit dem deutschen durch einen Wasserreversionsvertrag verbunden, und somit fürchtete sich hier, um so mehr, als die Verbindungsschacht seinerzeit tatsächlich als Abzugsweg verwendet wurde, Gelegenheit, die Grenzen des Deutschen Reiches einmal, ohne der strafenden Gerechtigkeit in die Arme zu laufen, überschreiten zu können. Reicht wäre die Sache zwar nicht, weil die Zugänglichkeit des Loches und damit die Verbindungsmöglichkeit im Augenblick wohl nicht die beste sein dürfte, aber schwere Bedenken kann es bei so manchen, die uns nicht über den Weg trauen, doch erregen, daß da ein Loch ist, durch das man von außerhalb her ganz im Geheimen mit Deutschland in Verbindung treten könnte — wenn man wollte.

Literatur.

Im ewigen Ring. Neue Lyrische Gedichte. Von Kurt Richter. Stuttgart. Norddeutscher Verlag für Literatur und Kunst, 1920.

Stimmungsvolle Lyrik. Der Rhythmus der Sprache ist leicht und beschwingt, frei von Pathos und Phrasen. Die Stimmungen bewegen sich zwischen sprühender Lebensfreude und düsterem Schmerz. Abgeklärte Reife liegt über den Versen. Wenn mitunter ein Mangel an Temperament auffällt, so erbaut sich der Leser andererseits an den festgesetzten, kunstvollen Harmonien der Gedichte.

M. F.

Die Hauptprobleme der Sozialisierung. Von Professor Dr. A. Amann. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 159), 111 Seiten. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. Sozialisierung gehört zu den Schlagworten des Tages. Tausende beklagen sich seiner, ohne damit klare Vorstellungen zu verbinden oder sich über ihre Folgen klar zu werden. Deshalb ist diese für weite Kreise bestimmte Darstellung besonders zu begrüßen. Ihr Verfasser, der jetzt Professor an der deutschen Universität zu Prag, gehörte der österreichischen Staatskommission für Sozialisierung an. Er gliedert an und konnte sich so theoretisch und praktisch mit allen einschlägigen Fragen auf Grund eines nur wenigen zur Verfügung stehenden Materials beschäftigen. Ausgehend von einer Betrachtung über den Begriff und das Wesen der Sozialisierung untersucht er die Voraussetzungen und Bedingungen für ihre Durchführung, zigt ihre Methoden und ihre Grenzen. Die Aufhebung der privaten Verfügungsverhältnisse über die Produktionsmittel, ihre gesellschaftliche Verwaltung, die Verteilung des Produktionsertrages in der sozialistischen Wirtschaft usw. eingehend erörtert.

Das Schicksal. Roman von Franz Herwig. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Herwigs vorliegender großer Roman ist vor dem Abzuge bereits geschrieben, im besten Sinne aktuell ist er heute geworden, da das Problem „Polen“ uns heutzutage so beschäftigt. Der Roman gibt, zum ersten Male in der deutschen Literatur, die Seele Polens, alle Regungen einer leistungsbewußten Volksgemeinschaft, wie sie bisher fremder war wie irgendeine. In diesem Buche flackert der unruhige Idealismus Polens, der nie den Ausgleich mit dem Leben gefunden hat und nach Herwigs Ueberzeugung auch nie finden wird. Jähheit, Leidenschaft, Liebe, Humor — alle Register menschlicher Lebensäußerungen werden in diesem Roman gezogen.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4520 u. 4630.



...und lag fest in diesen Augen, deren kalten Glanz ich doch zu kennen glaubte. Sie waren in Feuer gebadet, aber gleichzeitig schwammen sie auch in Tränen.
Erschüttert ging ich beiseite. Es war das erste und blieb das einzige Mal, daß ich Ota von der Lüge weinen sah.

Das Verhältnis Ota zu den Jhrigen wurde immer gespannter. In und außer dem Hause zog sie sich von der Familie zurück und verbrachte ihre Zeit mit Lectüre, die zugleich modernster Belletristik und Erbauungsbüchern abwechselte. Die Kräfte bedauerte sie häufiger als sonst, beichtete wiederholt, weichte der Mutter Got'es prunvollste Kerzen.
Ich stand nach wie vor in ihrer Gunst. Sie schloß sich freundschaftlich an mich an, ohne mir doch ihr Vertrauen zu schenken. Robert's Heirat tat sie keine Erwähnung mehr. Nur ihrem Drang nach literarischen Gesprächen glaubte sie bei mir Genüge tun zu können. Auch den Unterrichtsstunden, die ich Etilch erteilte, wohnte sie nicht ungern, wenn auch mit sichtlicher Langeweile, bei.

Mit Laurence Thoureray stand sie, wie sie sich mir gegenüber ausdrückte, übers Kreuz. Das war vor allem der Mademoiselle zuzuschreiben, die keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, ohne sich an Ota mit spitzigen Bemerkungen zu zeihen. Das ganze tablate und wie von Gift geschwollene Frauengemüher ätzte vor verfallener Wit.

Derzeit geistig trieb sie sich jetzt allezeit im Haus und Hof, ja selbst in den Gärten umher, die sie bisher hauptsächlich gemieden hatte. An die Baronin machte sie sich mit lagenhaften Schmeicheleien heran. Sie konnte deren schwache Seite und fragte sie respektvoll über ihre Ahnen, verwandtschaftlich Beziehungen zu großen Familien und frühere gesellschaftliche Ereignisse aus. Aber auch gefährliche Dinge wurden zwischen den beiden getuschelt, und manch häßlicher Seitenblick fiel dabei auf Ota. Mademoiselle Thoureray sammelte eifrig Material über die neue Freund-Kast zwischen Ota und Robert's Heirat. In Aberdeen ließ sie von Haus zu Haus, wurde mit Frau Bilkert intim, spionierte auf den Landstraßen, in Park und Wald umher, so fern, sie möchte das „interessante Pärchen“ in irgendeiner verhängnisvollen Situation überraschen.

Nebenbei gab sie sich dazu her, die beiden Herren von der Nähe zu amüsieren. Mit Christoph freilich war nicht viel anzufangen, da er, wie eine seiner häufigsten Redewendungen lautete, immer nur aus's Ganze ging. Abrecht dagegen zeigte sich dankbar für die Aufmerksamkeit, die sie ihm auf einmal widmete. Mit Genugthuung nahm er es auf, daß sie seiner entwürflichen Männlichkeit endlich den gebührenden Respekt erwies. Er lehrte sie einige Jagdsprache, eine quater mams und rrompichte sich für seine häufigen Verluste mit Vertraulichkeit. Die sie sich von ihm früher entzweit verdeten häßte. Mit alledem erreichte sie, daß sie die Familie von der Lüge bald ganz für sich gewonnen und sehr heilig gegen Ota und Robert's Heirat gebracht hatte. Ein häßlicher Argwohn schloß ins Kreuz; man sprach von dem „Beuten in Roncing“ kaum mehr anders als in abfälligen Tönen und erinnerte sich gelegentlich daran, daß sie doch eigentlich recht bürgerliche Manieren hätte.

Von Robert's Galanterie im wußte Mademoiselle Thoureray, am liebsten in Ota's Gegenwart, zu berichten, daß sie von der ungeschicklichen, lächerlichen Art gewesen sei. Nur weil ihnen der Erfolg bei ihr versagt blieb, habe er sich schließendlich getrennt von ihr zurückgezogen: „Der Arme, nun verliert er sich an anderer Stelle schablos zu halten. Fast scheint es, als ob es ihm diesmal glücken wolle.“

Ota nahm solche Anspielung mit schweigender Betrachtung auf.

Ihre Geduld wurde aber auf die härteste Probe gestellt, als Mademoiselle Thoureray eines Nachmittags am Teetisch mit triumphierender Miene erschien und ein Notenblatt schwenkte, das sie dem Aufträumen von Ota's Zimmer ganz zuallig dort gefunden haben wollte.

Es war eine von Robert's Heirat niedergeschriebene und mit Widmung, „Meiner jungen Freundin Ota von der Lüge“ versehene Komposition. Der Text, der gleich als von ihm klangte, war zweifellos an Ota gerichtet. Fräulein Thoureray las ihn scharf poliert vor:

„Nah mich der weichen Nächte denken,
Da deine Seele sich der meinen gab,
Da es uns trübte, in ein gemeinsam Grab
Sterbliche Leiden hatten zu versetzen ...
Nehr wieder in des Tages Silberglanz!
Wiß als Gefährlich mir getreu zur Seite,
Zieh mit mir in die grenzenlose Weite
Des eifrig glühend sonnenheilen Landess!“

Das stille Lied schlug unter der Familie wie eine Bombe ein. Die Baronin erstarrte auf ihrer Couchette zu einer finsternen Nachgeden, die die Brüder grünten anfangs belustigt, dann gehässig. Selbst Etilch, das Kind, wirkte eine pilante Situation und rief ihre neugierig lächerlichen Aenglein auf. Ota sagte erblehend:

„Sie haben meine Papiere durchstöbert und das Blatt aus der Schublade entwendet. Aber es ist so gut wie leer für Sie; denn Sie empfinden zu niedrig, um den Ernst dieser Verse begreifen zu können.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Gaul vor dem Brautwagen.

Von
Gustav Hoffmeister.

(Nachdruck verboten.)

„Von Ihnen, Herr Rat.“ sagte ich zu dem alten, lieben Herrn, „wunders mich, daß Sie nicht verheiratet sind. Sie mit Ihrer unendlichen Geduld hätten einen vortrefflichen Ehemann abgegeben.“

„Der da hat mich vor der Ehe gerettet.“ antwortete der kluge Greis und zeigte auf ein Bild an der Wand. Es stellte ein Gaul dar. Einen ganz gewöhnlichen Droskengaul.

„Eine Geschichte, Herr Rat?“

„Eine sehr kurze. Mein Wunschspruch war stets das eine Wort „Geduld“. Fände ich je eine Frau, deren ich mir damals immer, es dürfte nur eine sein, deren Weib gleichfalls von Geduld erfüllt war. Erst in meinem vierzigsten Lebensjahr fand ich solch ein Brautweib: sie triefte von Geduld, sie schloß über von Geduld, Geduld war ihr zweites Wort von morgens bis abends. Wir verlobten uns. Der Hochzeitstag kam. Wir saßen in dem Brautwagen. Da

„Wer, Herr Rat? Wer hätte?“

„Der Droskengaul da. Der Gaul vor dem Brautwagen. Jetzt hätten Sie meine geduldvolle Braut schimpfen, weinern und fluchen hören sollen. Die einzige Minute genügte, mich ahnen zu lassen, daß das Mädchen sich für mich, um die Meine zu werden, ein Jahr lang verheiratet hatte. Geduld? Die? Ich zeigte sie noch ein wenig — da donnerte, sprudelte, zischelte sie das Geständnis: ja, ja, ja, wie sie war, hatte sie mir zuletzt ein Jahr lang Geduld geübt. Geheuchelt bis auf den Weg zum Standesamt. Glücklicherweise nur bis auf den Weg. Während sie so herzlich und so töricht war, das Geständnis zu donnen, zu sprudeln, zu zischen, war der da — der Gaul — aufgestanden. Und ich? Ich war auch aufgestanden. Aufgestanden und davon-gelaufen.“

„Ebedeß streichelte der Alte das Bild des häßlichen Pferdes.“

„Wer seine Geduld behalten will, muß Junggeselle bleiben. Der da hat mich gerettet.“

„Und was wurde aus dem Mädchen, Herr Rat?“
„Ein Schlächtermeister hat sie geheiratet. Am ersten Jahrestag seiner Hochzeit hat er ... den da geschlohtet. Und zu Wurst gerhacht. Und die Wurst als Hundesuttee verkauft.“

Von Gauflern und Narren.

Alte Schwänke neu erzählt von
Gans Rügen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Gaufler sah bei einem Fürsten zu Rische. Wüßlich begann er, als ihm eine Anzahl kleine, den andern Wästen aber große Fische vorgelegt wurden, die Fische zu betasten, sie an seine Ohren zu heben, leise mit ihnen zu reden und zuletzt auch zu weinen.

Die andern, erkannt über das seltsame Gebaren des Gauflers, fragten ihn, was er da tue und aus welchem Grunde er sich so merkwürdig benehme:

Da erwiderte der Gaufler, daß sein Vater, der ein Fischer gewesen, vor Jahren ertrunken sei. Er habe die Fische gefragt, ob sie ihn vielleicht gesehen hätten. Sie aber hätten erwidert, daß sie noch viel zu jung seien, um über diese Sache Bescheid zu wissen.

Die Herren verstanden, was der Gaufler mit seinen Worten jagen wolle, und der Fürst ließ ihm köstliche, ausgewaschene Fische vorlegen.

Ein Wanderer kehrte in ein Gasthaus ein und gebot dem Wirt, ihm allerlei aufzutragen.

Als der Wirt, ehe Speisen und Getränke gebracht wurden, nachsah, ob der Fisch gut und ordnungsgemäß gedeckt sei, erlaubte er, daß mancherlei von dem Wirtchen, das den Fisch gedeckt hatte, verlesen worden war. Darob ergrimmete der Wirt und warf in seinem Berger einen Teller zum Fenster hinaus.

Flugs fandte der Gaufler andere Gerat, das vor ihn gestellt worden war, hinterher und meinte, als ihn der erkannte Wirt fragte, warum er das tue: Ich dachte, wir würden im Freien speisen.“

Drei Südbentische kamen gen Norden, wo sie sich nur schwer verständlich machen konnten.

Einmal, da sie furchtbar hungrig waren, lag eine Stadt vor ihnen, deren Türme gar schön in der Abendsonne leuchteten.

Da sandten sie den Jüngsten unter sich hinein in die Gassen, auf daß er auskundschaftete, wo eine gute Küche geführt werde.

Zu einem Wirt kam der Geselle, der ihn nicht verstand, so daß der Fremde endlich, um dem Herbergsvater darzutun, daß er hungrig sei, auf seinen Mund wies.

Der Wirt aber meinte, der Arme leide an Zahnschmerzen und wies ihn zu einem Waber, der auch gar bald dem Schmerzwort „Ja, ja“ erengelundne Zähne aus seinem Mund's Gehege entgegenstellte.

Da entloß der Geselle aus der Stadt, kam jammernd zu seinen Genossen und beschwor sie, nur nicht in diese schrecklichen Gassen zu gehen, alldo man, wenn man eben wollte, zuvor keine Zähne einblöße.

Da saßen sich die Drei gar traurig an und zogen, hungrig und mit schlotternden Knien, wieder ihrer Heimat zu.

Ein fiderer Romeo.

Wada in Alt-London.

Von

H. Rumbach.

(Nachdruck verboten.)

Im schönen Sommertage bot sich den Spaziergängern in Londoner Hydepark ein seltsamer Anblick dar. Von zwei prächtigen Schimmel gezozen, fuhr ein Wagen in Ruchgeschorn lang am durch die Alleen. Der Besizer des Geähtes schen große Stücke auf sein Wappen zu halten, was an sich nicht veränderlich gewesen wäre — dem man lebte zu Anfang des 19. Jahrhunderts —; er hatte es an allen möglichen und unmöglichen Stellen des Geplanus anbringen lassen: am Gefährt, am Wagen und wo sonst noch ein Platz frei war. Das Wappentier aber war ein kräuzeriger Hahn. Und so kam es, daß die Londoner Straßenjugend, sobald der Wagen sich gegenüber von ferne zeigte, in ein vielfältig-schölliges „God-a-double-doo!“ ausbrach. Was auf deutsch ungefähr so viel heißen will wie „Ritter!“ — Nicht minder seltsam als das Geplan war sein Besizer anzusehen: ein etwa fünfzig-jähriger vergrämter Wurfge mit einem gebranzeligen Gesicht von ungeheurer Beweglichkeit. Tagsüber trug er, selbst bei glänzendster Sonnensche, in einem Wust von Felzen; auf dem Gesellschaftsabend aber verblüßte er durch seinen Reichtum an Diamanten, die er als Nothdürfte und als Schmuckhalsketten verwendete. Der Mann hieß Coates. Weichen Beruf er eigentlich ausübte, wußte niemand zu sagen. Jedenfalls erregte es in den Kreisen, die ihm nahestanden, ungeheures Aufsehen, als eines Tages verlaunete: er beabsichtigte auf der Bühne als Romeo aufzutreten. Coates als jugendlicher Liebhaber! — Wenn der Kontrakt der Vater des Wlles ist, so war diese Ankündigung an sich schon geeignet, Nachsitzer zu entstellen. Was aber Coates an die'm Abend in Wirklichkeit bot, übertraf die kühnsten Erwartungen.

In einem engen, mit Öpangen und Nistern bedeckten

blauen Seidenmütlehen, mit roten Höschen und einer weichen Musselinweste, die eine ungeheuer dicke Halsbinde und ein Gut mit wallenden Straußenfedern überzage, tänzelte er herein, warf die Krone in die Luft und schenkerter mit den Beinen: kurzum, er benahm sich wie ein Wahnsinniger. In allem Ueberflus darf plötzlich eine Nacht an einer empfindlichen Stelle seiner Unausprechlichen, so daß ein Stuhl beimhand von der Höhe eines Flügeltuchtes aufsteig trat, ohne daß der unglückliche Liebhaber auch nur die geringste Abnung von dem trostlosen Zustand seines Hofens bedingte zu haben schien. Mit heißen Wäzern jagte der Held von Verona einher, blieb dann wieder mit einem idiotisch-vergähten Lächeln stehen und lezte seine Rolle in einem stürben's Wühlmus herunter. Hogen, Parteit und Galerie jubelten. Füllendes Gefächler unterbrach die Balsongene, als Romeo während eines leidenschaftlichen Gefächlsausbruchs seiner Julia in aller Seelenruhe seine Schnupftabakdose hervorzog und mit allen Anzeichen gezeigerter Besogens eine Pfeife nahm. „Mir au' n'e Pfeife!“ schrien die Jünglinge auf der Galerie. Worauf Romeo gehorcht zu den Herren und Damen in den Seitenlogen herantänzelte und ihnen mit großer Lebenswürdigkeit seine Dose darbot. Man er selbst zu sagen hatte, glug im Sturm der allgemeinen Heiterkeit verloren. Den berühmten Monolog: „Ein alter Apotheker fällt mit ein“ stürzte er ins Parteit hinunter, als hätte er ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit ein höches Geheimnis anzuvertrauen.

Der Höhepunkt seiner Leistung aber war die Sterbepene. Die arme Julia rief er aus ihrem Satz heraus wie ein Bündel schmuhiger Wäsche. Dann machte er sich zum Sterben bereit. Zu diesem Behufe zog er zunächst ein schmutzige's Seiden'uch an; seine Westmantele. wo r't er sorgfältig den Boden abwischte. Er sprach leze er beifam den Federhut als Stoffflüss auf die Erde und beizete sein mildes Haupt daran. Nachdem er noch ein paar Mal hin und her gerührt war, um eine möglichst bequeme Lage ausfindig zu machen, gab er sich endlich aufzuleben und starb. „Achmal sterben, Romeo!“ riefte das ganze Haus. Und Romeo Coates erhob sich gehorcht und starb zum zweiten Male — von A bis Z und mit allen zwerflicher-Glühenden Einzelheiten. Noch ein drittes Mal wurde sein Sterben gewünscht: da sprach Julia entzückt aus dem Sturge und beendete die Scene mit einer fast Spate-reisigen Wendung an Spectatores:

„Welt Sterben ist die höchste der Sorgen,
Nehr er wohl gar fortwährend bis zum Morgen ...“
Coates aber trat nach dem Fallen des Vorhangs dlinernd vor das Publikum und fragte, die Hand auf dem Herzen: „Gib ich's nicht gut gemacht?“ Worauf die begeistertsten Zuhörer, von ihren Ehen aufspringend, dem Schall die verdiente Guldigung erwiefen.

Die Doppelgängerin der schönen Frau Mollere.

Mollere war in seiner Ehe nicht glücklich. Niemande wußte, wie im Jahre 1662 kurzweg die Mollere nannte, war viel jünger als ihr Gatte und zeigte auch eilig dafür, ihm die Hölle heiß zu machen. Unter den vielen ihrer Verehrer beand sich auch ein reicher Prodigat, namens Leray, der die Mollere oft im Theater gesehen und sich freilich in sie verliebt hatte. Er fand auch in einer gewissen Jean Ledoug eine gefällige Vermittlerin, die sich anheißig machte, sie Geld und gute Worte den verlebten Herrn mit der angebotenen Schaulpielaria beizant zu machen. Frau Mollere spielte damals im Hotel Guenezand und hatte in der Rolle der Circe einen Riesenerfolg. De von ganz Paris vergebliche Künstlerin war aber für den begehrenden Prodigat trotz seinem Reichtum nicht zu haben. Die abgingen Ledoug aber fand einen Ausweg. Sie entdachte in Paris ein Mädchen, das Armande Beart äußerlich zum Beweichen ähnlich sah, und dieses Mädchen namens Lourelle, machte sich vor dem Prodigat als die berühmte Schaulpielaria ausgeben. Die Lourelle wurde Herrn Leray vorgestellt und machte ihre Sache auch so gut, daß dieser sie für Frau Mollere hielt, und in seinem Gatte, die geliebte Frau endlich zu kennen, mit ihr zu einem Tauscher rannnte und ein prächtiges Collier für sie erkaufte. Die Sache glug nun den Gang, den man sich denken kann. Die falsche Frau Mollere wurde die Geliebte des widrigen Prodigaten, der sich auch gern bereit finden ließ, von ihrem Besizer im